

wüßte, die Mama — aber im Grunde hatte sie — Lola — recht, nur keine Ehe ohne Liebe. Der Jammer seines schwächlichen, verfehlten Lebens lag in dem Ausbruch.

Und wenn es recht schön draußen wäre, sollte sie mal an ihren alten Vater denken, aber ohne Traurigkeit. Er wäre es auch nicht, gämnicht. Woher denn die überquellenden Tränen bei ihm kamen, blieb dunkel, ebenso, wo er das blaue Blatt fand, das er ihr aufsteckte, damit sie nicht ganz leerbändig in die Welt ginge — in seinem geliebten Thüringer Walde war es nicht gewachsen.

„Auf so durchgreifende Verbesserungen hier war ich doch nicht gefaßt,“ sagte Marguerite Goldammer zwei Jahre später zu Lola, mit der sie im Hochsommer wiederum die Kurpromenade Haffentals entlang schritt. Die kohlenlauren Wälder beeinflussten damals Marguerites Gesundheit noch nachträglich so günstig, daß sie gern dem Arzte folgte, der ihr riet, sich durch eine wiederholte Kur ganz in Ordnung zu bringen. Sie verlegte inzwischen ihren Wohnsitz nach London.

Fräulein von Vieders lächelte beistimmend. „Ja, man sieht, gnädige Frau, wo ein Wille ist und es auch an den nötigen Mitteln nicht fehlt, läßt sich vieles erreichen.“

„Wohl kind. Dazu gehört aber ein Willen, der nicht nur Sturm läßt und das Grobste dann in Stich läßt, sondern einer, der es gefährlich ausruht und erweitert. Im allgemeinen geht das sonst Herrn Arnold Beamester gegen den Strich, aber die Ausnahme bestätigt auch hier wohl nur die Regel.“

(Schluß folgt.)



Die Eckstube.

Skizze von Albert Petersen. (Eos Albert.)

In der Rorderstraße stand ein altes, zweistöckiges Haus. Vergebens hatte man sich bemüht, ihm durch einen hellen Anstrich ein jugendliches Aussehen zu geben, das alle Gebäude verriet doch, daß es schon in jenen Tagen gestanden hatte, als der wohlhabende Hofort noch einige hundert Schiffe in die wilde Nordsee sandte, bis dann die Wallenstein auch die norddeutschen Lande heimlich, und der dreißigjährige Krieg auch in Schleswig-Holstein seine zerstörenden Spuren hinterließ.

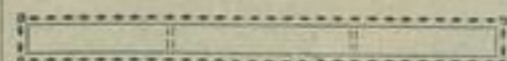
Im zweiten Stock des alten Hauses gab es ein Zimmer, dessen Fenster seitlich nach der Straße führte, man hatte einen Blick auf den breiten Torweg, auf die Rorderstraße, ja, über den Marktplatz nach der breiten Großstraße hin. Die junge Witwe nannte den Raum die Eckstube. Hier hatte sie am Fenster gestanden, als man ihren ertrunkenen Gatten, in weiße Tücher gehüllt, durch die Straßen fuhr. Hier sah sie am liebsten, wenn der kleine Junge zu ihren Füßen hockte und spielte und schwahte. Er war in diesem Zimmer geboren, als die Wellen seinen Vater, den jungen, blonden Kapitän schon an den Deich gespült hatten. Die einsame Frau setzte ihre ganze Hoffung auf den Kleinen, hier sah sie betend an seinem Bettchen, als der Tod das junge Leben dahinzunehmen drohte. Die Eckstube sah all ihre heißen Tränen, hörte ihr

Schnächeln, das Lachen und Weinen des Kleinen.

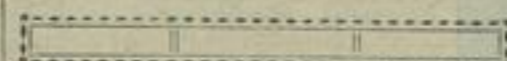
Durch die Scheiben lachte in heiteren Sommertagen die Sonne und warf ihre Strahlen auf die alten Eichenbalken; der Schein fiel blendend auf die schneeige Bettdecke. Und der Knabe kuschelte mit den Händchen und juchzte: „Mutti, die Sonne, sieh die Sonne!“

In grauen Regentagen, wenn der Westwind von der See her bräuste, schlugen die Tropfen gegen das Fenster, im alten Gebälk ächzte und frachte es, die Bodenlaken oben klapperten; dann schmiegte sich der Kleine an die Mutter, hier war Ruhe und Schutz, und die junge Frau drückte ihn an sich, den einzigen Schatz, den sie noch besaß. In der Eckstube sprach sie zu ihm von allem Schönen und Guten, hier studierte er später seine Bibel.

Die Eckstube mußte es erleben, daß die



Steierisches Mädchen.



Frau krank wurde, der Arzt kam täglich und ging stets mit sehr ernstem Gesicht. Der Knabe fühlte, daß seine Mutter schwer krank sein müßte, und in schlaflosen Stunden, wenn die kleine Nachtlampe ihren gedämpften Schein gegen die rissige Zimmerdecke warf und das Licht so seltsam in den Medizinflaschen spielte, wenn die Stille nur durch das monotone Tistack der kleinen Wanduhr und die unregelmäßigen Atemzüge der Kranken unterbrochen wurde, dann lag er bitter weinend in seinem Bett und flehte leidenschaftlich zu Gott, er möchte die Mutter doch nicht sterben lassen, und er wußte kaum, was der Tod ist.

Doch die Stunde kam, wo die Frau ihr letztes: „Müde bin ich, geh' zur Ruh“ betete, und dann war es aus. Die Krankenschwester wollte den Knaben hinausführen, er aber warf sich ans Bett der Mutter, rief weinend ihren Namen, sie antwortete nicht. Da fühlte er, daß er jetzt allein war.

Und nach einigen Tagen mußte er Ab-

schied nehmen von der trauten Eckstube, er kam zu fremden Leuten.

Der Zug verläßt den Altonaer Hauptbahnhof. In finsternen Gedanken sitzt ein junger Mann im Coupé. Er ist elegant gekleidet, man merkt es, er kommt aus der Großstadt. Sein Gesicht ist regelmäßig, doch recht bleich und verblebt, verschiedene Schnitte ziehen sich über die linke Seite. Dann und wann laßt er sich seufzend an die Stirn, und ein nervöses Zucken geht über das blaße Gesicht.

„Man ist ein Lump,“ flüstert er vor sich hin, „ne nette Heimfahrt. Man muß sich schämen, die alten Gassen wieder zu betreten, so verblebt, so kraftlos.“

Je weiter der Zug nordwärts kommt, desto finsterner starrt er vor sich hin.

Ipsloe — dann die Marsch, wo die vielen kleinen Windmühlen an den Graben stehen — über den Kanal, der sich so majestätisch, so modern durch Marsch und Deide hinzieht. Weidorf — auf dem Bahndamm die stolzen Dithmarscher Bauern, die blonden Mädchen und die Schüler mit den bunten Mützen. Heide — Friedrichstadt mit seinen vielen Kirchtürmen.

Der Reisende atmet schwer — Sehnsuchtsvoller.

Und endlich — Husum. Da liegt der Heimatsort im goldigen Glanz der Nachmittagssonne. Drüben hinter den Linden der „Kammerferne“ ragt der Kirchturm, das Schieferdach des Gymnasiums.

Der Zug hält, der junge Mann springt aus dem Coupé. Rings fremde Gesichter, nur wenige Bekannte, ihn erkennt niemand wieder.

Er übergibt seinen Gepäckschein einem Hotelbedienten und geht langsam durch die Straßen.

„Es hat sich alles verändert hier,“ denkt er. Von der Krämerstraße kommt er zum Marktplatz.

Ein mächtiger Brunnen steht vor der Kirche. Auf seinem Sockel erhebt sich eine stolze Gestalt, ein norddeutsches Fischer-mädchen, kraftstrotzend und stolz, ein echtes Kind seiner düsteren Heimath.

„Das eiserne Weib“ — er las davon in den Zeitungen.

Langsam steht der Fremde sinnend vor dem Kunstwerk.

„So kräftig, so blühend gingst einst auch du, und wie lebst du jetzt? Ein verlorener Sohn, krank und lebensmüde“, und er geht hastig weiter, als schäme er sich vor der Gestalt da oben.

Er kommt durch die Rorderstraße. Dort steht noch das alte Haus. Er wagt nicht hinaufzublicken, nach dem kleinen Fenster droben. Er geht vorbei, in seinem Innern tobt es. Er kehrt wieder um und sieht hinüber. Das Haus in fremden Händen.

„Ein möbliertes Zimmer ist hier zu vermieten“, liest er einen Aushang an einem Fenster des zweiten Stockwerks. Ein Gedanke fährt ihm durch den Kopf. Er muß ja auch irgendwo wohnen, warum nicht hier?

Und er geht hinüber und öffnet die Haustür. Die Glocke schrillt, er zuckt zusammen, es ist derselbe Ton, den er früher so oft gehört hat. Er geht die bekannte Treppe hinauf. Einst sprang er sie flötend hinauf, hinunter. Heute steigt er zögernd nach oben. Eine ältere Frau steht vor ihm. „Sie haben ein Zimmer zu vermieten?“ „Ja, wollen Sie bitte hier eintreten.“